

grad des Waldes erläutern. „Und da gibt es so kahle Stellen, wissen Sie, und da lebt das Kahlwild!“

Erst als wir wieder auf der Straße standen und unseren Lachgelüsten freien Lauf lassen konnten, fiel mir ein, daß ich eigentlich ja noch nach dem Niederwild hätte fragen können.

## Hechte im Karpfen-See

Von Dr. Helmuth Hendel

Wir standen am grünen Ufer meines kleinen pommerschen Sees, der Wirtschaftsberater Professor Schmidt, ein bekannter landwirtschaftlicher Betriebslehrer, und ich, und wir sprachen über die Fische, die in diesem Gewässer zu Hause waren. „Warum sind hier keine Karpfen drin?“ fragte der Professor, und er hatte schon recht. Wo „Betrieb“ war, da mußte auch etwas herauskommen, ob das nun Ackerland, Wiese oder Weide oder Wasser war. Dieser „Börner See“, 10 ha groß, war ein flaches Moorgewässer, höchstens 2 m tief, und wurde durch einen kleinen Zufluß gespeist, durch ein Rinnsal, das kilometerweit aus den Äckern und Wiesen herkam und dabei viele Dränausläufe aufnahm. Nur in den trockensten Sommermonaten wurde der Wasservorrat etwas knapp. Doch dieser Zufluß brachte dem See wohltemperiertes Wasser, und da er keine Quellen auf dem Grunde hatte, so konnte er im Sommer recht schön warm werden. Der Grund war metertief, fast ungründlicher Schlamm und Modder, fast überall dicht mit Wasserpest bewachsen.

Zehn Hektar mußten dem Betrieb natürlich eingegliedert werden, meinte der Betriebslehrer. Sie mußten richtig mit Karpfen genutzt werden. Obwohl eigentlich . . . Nun, eigentlich war schon eine Menge Fische darin. Es waren sehr gute Schleie, Plötze, aber auch einige Aale und vor allem Hechte. Einmal hatten wir in einer Reuse sogar einen echten Wildkarpfen gefangen. Er wog fünf Pfund, war langgestreckt und kräftig beschuppt. Ich glaube, die wilden Karpfen sind in Norddeutschland fast ausgestorben. Dort ist der Karpfen schon lange zum „Haustier“ geworden.

An einem schönen Maienmorgen rollten die ersten Karpfen aus einer anerkannten Fischzucht an. Es war ein großes Faß mit kleinen, einsömmerigen Karpfen, die wesentlich billiger als die zweisömmerigen waren. Wir gossen das Wasser zur Hälfte aus der Fischtonne aus, und dann begab ich mich im Badeanzug ins Schilf, zog die Tonne wie ein kleines Floß hinter mir her und holte ab und zu mit einem Käschchen eine Portion der Fischchen heraus. Munter schwammen sie weiter. Fast um den halben See ging die Reise, und dann kehrte ich hochbefriedigt heim. Die Rentabilität des Gewässers schien nun gesichert, und als der Professor im nächsten Jahre wiederkam, nahm er befriedigt zur Kenntnis, daß nunmehr über 1000 kleine Karpfen im See schwammen.

„Karpfen müssen aber auch gefüttert werden!“ ermahnte er uns. Die Fütterung machte wenig Schwierigkeiten. Auf unserem hinterpommerschen Sand bauten wir reichlich Lupinen an. Wurden diese gut geerntet, so gab es hohe Preise für die Saat. Leider gelang das nicht immer. Die angeschimmelten Lupinen aus einer nassen Ernte wollte kein Mensch haben, noch weniger konnte man solche Körner verfüttern. Unsere damaligen Lupinen waren gewiß sehr eiweißhaltig, aber sie waren auch gallebitter. Die Süßlupinen wurden erst später gezüchtet. Aber Lupinen waren Karpfenfutter, ganz egal ob verschimmelt, ob süß oder bitter. Mitten im Schilf fanden sich einige freie Stellen, und dort wurden Futterstellen eingerichtet. Zentnerweise wurden die Lupinen aus dem Kahn ins Wasser geschaufelt.

Die Karpfen mußten ja inzwischen herangewachsen sein, sie würden dieses gute Futter schon finden. Aber die Karpfen kamen nicht. Statt dessen kamen die Schleie und die Plötze, und auch in den Reusen, die dicht neben dem Futter ausgelegt wurden, fing sich kein Karpfen, wohl aber mancher Hecht. Schließlich blieb es bei der Erkenntnis: Die Hechte im Karpfenteich hatten die Karpfen zu sich genommen. Sie hatten sich nicht mehr wie früher, und wie wir angenommen hatten, mit den Plötzen begnügt, sondern gern die langsamem Karpfen gefressen.

Das erste Lehrgeld war gezahlt worden, aber was half es? Im nächsten Frühjahr kamen abermals zwei Fischtonnen mit 200 zweisömmerigen Karpfen an. Sie kosteten fast einen Hundertmarkschein, aber sicher würde ein Hecht diese Halbpfünder nicht so leicht überschlucken können. Diese Karpfen

stellten sich an der Futterstelle ein. Es war eine Freude, sie mit Lupinen und gedämpften Kartoffeln zu füttern, und augenscheinlich fühlten sie sich in unserem See recht wohl. Wir dachten auch schon daran, daß sie hier vielleicht laichen würden, denn das flache Wasser war doch eigentlich ganz schön warm. Sie taten es vielleicht auch. Aber da waren eben noch die Hechte, die Hechte im Karpfenteich.

Die Karpfen wuchsen und gediehen, aber wo blieb die Rente? Nach vier Jahren ging einer von ihnen in die Reuse und später noch einer. Jeder wog gut und gern seine zwölf Pfund. Es stimmte also wohl doch, was mir ein Fischmeister einmal gesagt hatte, nämlich, daß Karpfen nicht mit Reusen zu fangen seien. Bei einem Gewässer, das man nicht ablassen konnte, war die Wirtschaftlichkeit einer solchen Karpfenzucht eben doch sehr in Frage gestellt.

Man muß die Karpfen angeln, hieß es dann. An der Futterstelle wurde abends ein Topf Kartoffeln eingeschüttet, und zugleich wurden dort drei Aalpuppen gelegt, jede mit einer Kartoffel beködert. Nun würden wir wohl bald die Karpfen haben, meinte Hilfsförster Hackbarth. Am nächsten Morgen ruderten wir zur Futterstelle. Da lag nur noch eine Aalpuppe. Wir zogen sie hoch und fanden einen blanken Haken ohne Kartoffel. Und die anderen? Wir sahen uns etwas dumm an, und dann beschlossen wir, den Schilfrand abzusuchen. Leise plätscherte der Kahn über den See.

„Donnerwetter, da schwimmt eine von den Angeln!“ meinte der Hilfsförster plötzlich. Richtig, mitten auf dem See schaukelte sie im leichten Spiel der Wellen.

„Dran ist einer.“ Aber dann klatschte nur ein pfündiger Schleie in den Kahn. Und die andere Puppe? Auf der ganzen Wasserfläche war nichts mehr zu entdecken. Also weiter und vorsichtig am Schilf entlang.

„Da liegt sie!“ Glücklicherweise hatten wir sie nun alle drei. Wir zogen langsam ein, und dann kam Widerstand. Und wie! Ja, das war ein Karpfen, aber er steckte im Schilf.

„Hackbarth“, sagte ich, „hier gibt's keinen Drill, hier hilft nur die rohe Gewalt.“ Ich zog, und er schlug mit dem Ruder das Schilf auseinander. Dann hatten wir ihn, auch einen Karpfen mit mindestens zehn Pfund.

An den nächsten Abenden versenkten wir wieder einige „Karpfenpuppen“ an der Futterstelle, aber kein Karpfen ließ sich mehr betören. „Die Beester sind doch zu schlau“, meinte Hackbarth, und vielleicht hatte er recht. Wir haben dann noch manchen großen Karpfen im flachen Wasser gesehen, aber gefangen haben wir keinen mehr. Der Hundertmarkschein, den wir für die guten zweisömmerigen Fische in den See hineingesteckt hatten, war zum allergrößten Teil darin geblieben. Ob die Karpfen auch gelaiht hatten? Vielleicht, es sollten später sogar ein paar kleine Karpfen gefangen worden sein, die die Hechte übriggelassen hatten.

Denn die Hechte vermehrten sich gut, zu Tausenden. Manche stiegen zum Laichen in dem Zuflußgraben auf, der im zeitigen Frühjahr oft viel Wasser führte, so daß auch große Hechte über die flachen Stellen hinüberkommen konnten. Nach dem Laichen kehrten die Hechte bald zurück. Sie taten recht daran, weil sie abgeschnitten gewesen wären, sobald der Zustrom nachließ. Dann hätten sie in den tieferen Stellen des Grabens nur noch von ihrer eigenen jungen Brut leben können.

An einem schönen Sommertag fuhr ich mit einer Nichte, die in Berlin Naturwissenschaften studierte und Lehrerin werden wollte, an der Seewiese entlang. „Sieh Onkel — da fischt einer!“

„Aber Mädels, da ist doch gar kein Wasser.“ Nein, da war nur der Zuflußgraben, aber ein Mann war da mit einem Stock und einem Kätscher zu Gange.

„Der fischt wohl Wasserflöhe“, meinte die Naturbeflissene. „Das tut man hierzulande kaum.“

Der Mann war ein tüchtiger Bauer und ein frommer Mann aus dem Nachbarort.

„Guten Tag, der Herr Gutzmarow, und Gott zum Gruß!“

„Schönen guten Tag auch, der Herr Doktor. Will Ihnen man nicht zu viel Gras zertreten. Aber ich brauche mal wieder so ein paar von jenen Dingern. Sie wissen doch, für meinen Schwager.“

Ich wußte. Der Schwager war Heilpraktiker oder Leichdornoperateur, oder wie man das nannte. Die kleine Nichte hatte inzwischen auch einen Blick in den zerbeulten Marmeladeneimer getan und war etwas blaß geworden. Aber wenn schon. Die „Dinger“, die guten Blutegel, wurden früher doch allgemein gebraucht. Bei manchem standen sie immer noch in gutem Ruf, aber lieber gingen wir etwas weiter. An einer Stelle war der Graben breit und ziemlich tief, sogar einige

Seerosen blühten dort, die richtigen gelben Mummeln. Wir schoben die breiten Blätter ein wenig beiseite: „Sieh Onkel, alle die kleinen Stichlinge! Wie das wimmelt!“

Es waren jedoch alles kleine Hechte, und sie versteckten sich schnell, wo sie nur konnten, ganz anders wie die Stichlinge. Die Laichhechte hatten sehr gut daran getan, diesen Graben zu verlassen. Sonst wäre von ihrer eigenen Brut wohl nicht viel übriggeblieben.

Nach einigen Wochen besuchte ich den „Hechtgraben“ wieder. Die kleinen Hechte waren gut gewachsen, aber wo war das „Gewimmel“ geblieben? Man sah eigentlich nur noch einzelne, schon reichlich fingerlange Fische. Einen erbarmungslosen Kampf mußte es in diesem stillen, friedlichen Wasser gegeben haben, einen Kampf ums Dasein, in dem nur der Stärkere, der den Schwächeren auffraß, übrigbleiben konnte.

Endlich, gegen Ende des Sommers, regnete es. Schwere Gewitterregen, endlose Landregen gingen auf die Äcker nieder. Das Wasser kam wieder geflossen, und die Verbindung zum See war wieder hergestellt. Im Spätherbst schaute ich noch einmal in meinen „Hechtgraben“. Er verdiente den Namen nicht mehr. Alle Junghechte, und jetzt nur noch die allerstärksten, waren zum See hinabgeschwommen. Vielleicht wußten sie, wo es weitere Nahrung gab.

Der Nichte in Berlin berichtete ich von den weiteren Schicksalen ihrer kleinen Hechte. Sie unterrichtet heute in Biologie über natürliche Auslese, Kampf ums Dasein und Kannibalismus bei niederen Tieren und Fischen, zumal bei Hechten. Blutegel stehen nicht auf dem Stundenplan.

In meinen Augen ist der Hecht (man möge mir verzeihen) der pöbelhafteste Raubfisch in unseren stehenden Gewässern. Seinen riesigen Rachen weiß er wohl zu gebrauchen. Wo gibt es sonst einen so gefräßigen Fisch, der seinen Magen so weit auftreibt, daß der ganze Fisch bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist! Der zeitlebens ein Kannibale bleibt! Es gibt auch Hechte in fließenden Gewässern, aber die sehen ganz anders aus.

Die meisten Hechte im See laichten am flachen Ufer, wo die Brut einigermaßen sicher war. Auch hier wuchsen die jungen Fische schnell heran, und in den Reusen fing man immer wieder die fingerlangen und bald auch fußlangen Junghechte, die zu nichts zu gebrauchen waren. Die Hechte durften auch nicht überhandnehmen, und darum hatten wir eine Zeitlang jeden Hechtjüngling, der sich in eine Reuse verirrt hatte, zum Tode verurteilt. Das war nicht ganz im Sinne des Sportanglers, aber hier handelte es sich um wirtschaftliche Belange.

Eigentlich konnte man mit den Fischen zufrieden sein, die dieser See einbrachte, insbesondere mit den vielen Schleien. Aber als mir einmal ein Fischer recht billig ein ganzes Faß mit kleinen Brassen anbot, griff ich zu, und mit einem Wuppddich verschwanden etliche Tausend kleine Brassen im See. Mit denen haben wir wohl auch manchen Hecht gefüttert, aber viele Brassen wuchsen auch heran zu Drei- bis Vierpfündern, und sie gingen in die Reusen. Der Brassen, so sagt man wohl, ist der Karpfen des kleinen Mannes. Mir schmeckt Brassen nicht schlechter als Karpfen, aber er hat mir zu viele Gräten. Der gleichen Ansicht war auch unsere Kundschaft. Mehr als 40 Pfennige für das Pfund wollte keiner geben.

Eines Tages (mein Betriebslehre-Professor war längst gestorben) gingen wir, nicht weit vom See-Ausfluß, in einer Reuse eine gut zweipfündige Forelle. Sie war wohl zur Laichzeit von der Wipper aus hochgekommen und wurde von vielen Sachverständigen, insbesondere vom Lehrer und von August Gutzmarow, ausgiebig begutachtet. Man sprach von Seeforelle, Meerforelle und jungem Lachs. Ich tippte bei diesem „Forellerich“ auf Regenbogenforelle und berichtete einem fischsachverständigen Bekannten in Hamburg von diesem Petri Heil. Er meinte, wenn sich in diesem Gewässer eine Regenbogenforelle halten könnte, wenn es ihr dort nicht zu warm wäre, dann müßten sich Forellenbarsche darin noch wohler fühlen. Ich hatte von diesen Fischen noch nichts gehört, nach einer Beschreibung waren sie mir aber sehr sympathisch. Durch ihre Stachelflosse mußten sie ja, ebenso wie die Barsche, vor den Hechten geschützt sein. Nach langem Suchen fanden wir auch eine Fischzuchtanstalt, die die Brut liefern konnte. Aber der Auftrag zerschlug sich wieder. Es war schon Krieg, und wir hatten andere Sorgen.

Und heute? Das Gut Brotzen wird nicht mehr bewirtschaftet, so hat man mir berichtet. Den polnischen Verwaltern und Siedlern hätte der Acker zu zerstreut gelegen, und es wäre zu wenig guter Boden und zu viel Wildschaden dabei gewesen. Im ganzen Dorf wohnt kein Mensch mehr. Die Häuser sind verfallen, und manche sind abgetragen. Nur manchmal käme ein Fischer mit seinem Zugnetz auf den „Börner See“, denn dieser stände ob seines Fischreichtums immer noch im besten Rufe.

Aber mit seinem Zugnetz wird der Fischer meine Karpfen auch nicht fangen. Und wenn es wahr ist, wie das immer erzählt wird, daß es bei den Karpfen „bemooste Häupter“ geben soll — hier in diesem kleinen, weltfernen Wald- und Wiesen-See sind jetzt gewiß einige zu Hause.

Beim Auslegen der Fischreusen / Phot. H. Jahn

